

Anselm Grün | Walter Kohl

# Was uns wirklich trägt

Über gelingendes Leben

**HERDER** 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

Neuausgabe 2018

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2014

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Designbüro Gestaltungssaal  
Umschlagmotiv: © Verlag Herder / Patrick Seeger

Die Bibeltexte sind entnommen aus:

*Die Bibel. Die Heilige Schrift  
des Alten und Neuen Bundes.*

*Vollständige deutsche Ausgabe*

© Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2005



DIE BIBEL

Satz: de-te-pe, Aalen

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-03122-9

ISBN E-Book 978-3-451-81484-6

Im Andenken an meine Eltern

*Anselm Grün*

Für Kyung-Sook

*Walter Kohl*



# Inhalt

Einführung	9
1 Unsere Herkunft als Mitgift	13
2 Die Vorbilder auf dem Weg	42
3 Selbstbewusstsein und Selbstachtung	60
4 Zugehörigkeit und Eigensein	75
5 Von Beziehung und Intimität	92
6 Die Macht der Gefühle	114
7 Von der Lebenskraft Angst	135
8 Von Liebe und Hass	153
9 Von Neid und Scham	168
10 Widerstände und Konflikte	184
11 Die Macht und ihre Motive	198
12 Von der Selbstverantwortung und dem eigenen Weg	217
13 Lebenshunger und Sehnsucht nach Glück	231
14 Vom Haben zum Sein	250
15 Von Schicksalsschlägen	263
16 Von Gott und vom Glauben	282
17 Die Begrenztheit unseres Daseins	301
18 Vom Sinn des Lebens	317
19 Alles in allem – das Wichtigste im Leben	331



# Einführung

Zwei Menschen, 50 der eine und 70 der andere, und zwei Lebensläufe, die auf den ersten Blick unterschiedlicher kaum sein könnten. Beide ganz verschieden in Temperament, Herkunft und Prägung. Beide kennen das Leben, aber aus sehr unterschiedlichen Perspektiven und Erfahrungswelten.

Der eine, in einer Politikerfamilie aufgewachsen, geprägt von Jahren der persönlichen Ausgrenzung und Stigmatisierung sowie der Terrorismusgefahr, persönlich durch Tiefen und Krisen bis zum Scheitern gegangen: Scheidung, familiäre Tragödien, Neuanfang als Unternehmer. Das Leben von Walter Kohl brauchte lange, bis es zur Ruhe kam.

Anselm Grün dagegen wusste schon als Kind, dass er Priester werden wollte. Er ging früh ins Kloster und lebt seit nahezu 50 Jahren in der gleichen Gemeinschaft. Er ging konsequent den Weg monastischer Gottsuche, mit einer scheinbar geradlinigen »Karriere« als Mönch, als Cellerar, der das einfache Leben ins Zentrum stellt und als spiritueller Autor und geistlicher Begleiter von Millionen gelesen und gehört wird.

Was verbindet die beiden? Und was ist das Besondere an ihrem gemeinsamen Buch bzw. daran, wie es zustande kam?

Irgendwann, bei einem Interview zu seinem letzten Buch, hatte Walter Kohl einige Namen genannt, Autoren, deren Texte ihm geholfen hatten, den Weg aus einer persönlichen Krise zu finden, die ihn an den Rand des Suizids geführt hatte. Der stoische Philosoph Seneca aus dem antiken Rom war dabei. Aber auch ein Mystiker wie Nikolaus von der Flüe, der politische Wirkung zeigte, gerade als er sich aus der Öffentlichkeit zurückzog. Oder der Begründer der Logo-

therapie, der KZ-Überlebende Viktor Frankl, Autor des Buches »Trotzdem ja zum Leben sagen«. Und dann fiel auch der Name Anselm Grün. Ob er ihn kenne? Ja, vor allem seine Schriften: Besonders »Einreden«, über die alten Weisheiten der Wüstenväter. Auch seine Einführung in die Evangelien der Bibel sei ihm wichtig geworden.

Die Wege der beiden hatten sich schon früher gekreuzt, sie hatten sich im Blick behalten, aber richtig kannten sie sich nicht. Und jetzt zeigte sich auf einmal: Es verbindet sie viel, nicht zuletzt der Blick auf das, was wirklich wichtig ist im Leben. Die Frage für ein gemeinsames Projekt war jetzt: Was trägt sie beide? Wohin zeigt der gemeinsame Kompass? Was wollen sie weitergeben?

Es gab intensive, lange Gespräche im Vorfeld der Erarbeitung dieses Buches. Sie fanden im Kloster Münsterschwarzach statt. Und dann stellte sich heraus, dass an diesem Ort verschiedene Fäden zusammenliefen. Münsterschwarzach und die Gegend um dieses fränkische Kloster waren Walter Kohl seit Langem vertraut. Hans Kohl, der Großvater väterlicherseits, stammt aus Greußenheim, einem kleinen Ort nahe Würzburg. Und der Vater war in der Notzeit unmittelbar nach dem Krieg schon als Jugendlicher hier gewesen, als »Lehrling« in der Landwirtschaft. Später kam er wieder. Mit dabei bei den Besuchen im Kloster auch der junge Walter Kohl, zum ersten Mal als Zwölf-, Dreizehnjähriger, der sich bei den ernsthaften Gesprächen der Erwachsenen in erster Linie langweilte. Walter Kohl selber kam später, nach dem Studium und der Bundeswehrzeit, allein und freiwillig, immer wieder für ein paar Tage. Warum er kam? »Einfach nur, um da zu sein, um zu beten, um zu mir selbst zurückzufinden.« Noch heute erzählen sie im Kloster, wie er – damals schon als Tauchlehrer ausgebildet – einem ohnmächtig gewordenen Mönch im Refektorium professionell Erste Hilfe leistete. In der klösterlichen Goldschmiede entstanden die

Ringe für seine erste Ehe. Und auch ein längeres Gespräch mit P. Anselm, der damals sein Büro neben der Goldschmiede hatte, ist zumindest ihm noch ganz deutlich in Erinnerung.

Es gab also tiefer reichende Beziehungen, die bei der Arbeit an diesem Buch wieder lebendig wurden, die schnell Vertrautheit herstellten, die das Verbindende in den gegenseitigen Erzählungen lebendig werden ließen, die auch an das rührten, was inzwischen geschehen war.

Die 68er Jahre hatten für Walter Kohl lange Schatten geworfen, weil die Terrorismusgefahren der 1970er und die Projektionen seines Umfeldes als »Sohn vom ...« sein Leben lange belasteten, ihn tief an sich zweifeln ließen und letztlich in eine Krise führten, aus der herauszukommen für ihn entscheidend wurde. Durch diese Krise entstanden Einsichten, Erfahrungen und neue Antworten, die er inzwischen weitergibt. Dass – und warum – die spirituelle Dimension bei diesem Mann »von Welt« so sehr dazugehört, ist das eigentlich Überraschende.

Für Anselm Grün waren die 68er Jahre auch eine Zeit der Befreiung: Die Krise der Traditionen wurde zur Chance, den Kern des Mönchtums neu zu entdecken, das Feuer unter der Asche wieder freizulegen. Auch für ihn geht es heute darum, Einzelnen zu helfen, ihr Leben zu gestalten, zu sich selber zu finden. Auch er gibt seine Sicht des Lebens an Menschen weiter, die seinen Rat suchen. Dass auch sehr konkrete Lebenskonflikte für ihn im Kern zu spirituellen Fragen führen, wird auch bei ihm immer wieder deutlich.

Was sind die Lebensthemen, denen man nicht ausweichen sollte? Und was fügt die Fragmente unseres Lebens zusammen? Es ist gefährdet, endlich, brüchig – was trägt es trotzdem?

Beide setzen beim Einzelnen an. Wer sein eigenes Leben in Ordnung bringt, trägt auch dazu bei, dass die Welt sich

zum Guten verändert. Schon die alten Mönche wussten das.

Weltfremd ist keiner der beiden, auch der Mönch nicht. Der eine war einmal Investmentbanker an der Wall Street und kennt die Realität des Wirtschaftslebens aus verschiedenen Managementstationen seiner beruflichen Laufbahn von innen. Der andere, jahrzehntelang mit den ökonomischen Problemen eines Klosterunternehmens von mehr als 250 Mitarbeitern verantwortlich betraut, steht ebenfalls mitten im Leben. Aber auch in anderen Fragen redeten sie sozusagen aufeinander zu. Und so ist es ein Buch über ein Grundthema geworden: Wie zu leben wäre, um nicht Flugsand zu sein, nicht nur den eigenen Affekten zu folgen oder bloß Spielball für die Interessen anderer zu werden. Und es ist ein Buch auch darüber, was das heißen könnte: einfach zu leben. Beide reden darüber nicht abstrakt, sondern erzählen offen von sich. Und schlagen von der persönlichen Erfahrung die Brücke zu dem, was aus ihrer Sicht generell ein Leben fundieren und halten kann – auch angesichts äußerer Ansprüche und Zumutungen, angesichts auch von Schicksalsschlägen, Scheitern, Risiken. Und im Wissen darum, dass alles endlich ist.

Anselm Grün und Walter Kohl sind überzeugt: Sich selber auf den Grund gehen und die Grenzen des Ego übersteigen, sich selbst annehmen und sich mit dem Leben anfreunden, sich alle Freiheit nehmen und doch verantwortlich leben – das ist nicht etwas nur für spirituell Hochbegabte oder für Glückskinder. Es ist der Weg der Selbstwerdung für jeden, lebenslang. Dieser Weg ist das Ziel – was immer die Herkunft war, was immer der biographische Ausgangspunkt ist ...



## *Unsere Herkunft als Mitgift*

*Warum ich? Herkunft kann manche Belastungen mit sich bringen. Ist das gut oder schlecht? Ich glaube, dass diese Frage nicht im Vordergrund stehen sollte. Uns ist ein Leben gegeben, und die für mich viel wichtigere Frage lautet: Was können wir aus unserem Leben, aus unserer Herkunft machen?*

WALTER KOHL

### *Eine besondere Situation*

Jede Herkunft hat ihre eigenen, ganz besonderen Prägungen und wird zu unserer ganz persönlichen Quelle der Erfahrung. Herkunft ist der Mutterboden, der Humus unserer Entwicklung. Aus ihr kommen wir, ob wir es wollen oder nicht. Herkunft ist schicksalhaft und wer nicht akzeptiert oder nicht versteht, woher er kommt, wird sich auch schwer tun, seine Zukunft zu gestalten. Ob man nun dazu

neigt, die Vergangenheit zu verklären, sie zu beklagen oder sie gar abzuspalten: Sie war, wie sie war. Was vorbei ist, lässt sich nicht mehr ändern. Wichtig ist nur, wie wir damit umgehen. Erfahrungen, die wir in der Kindheit gemacht haben, Einflüsse der Umgebung, Erwartungen, mit denen wir aufwuchsen und mit denen wir – wie auch immer – umgegangen sind, sie gehören zur Mitgift für unser Leben. Unsere Kindheit kann schwierig gewesen sein und uns lebenslang als verseuchter Boden vorkommen. Sie kann aber auch zu einer Kraftquelle werden. Die Rückbindung kann positiv, aber auch als Fessel erlebt werden. Und nicht immer ist das eine vom anderen leicht zu trennen. Es ist eine Frage unserer ganz persönlichen Einstellung und Entscheidungen.

Bei mir war das nicht anders. Geboren bin ich 1963, zwei Jahre vor meinem Bruder Peter. Das Besondere an meiner Geschichte: Ich wuchs in einer politisch sehr aktiven Familie auf. Mein Vater war 1963 schon Fraktionsvorsitzender im Landtag von Rheinland-Pfalz. Wahrgenommen habe ich zunächst nur, dass zu Hause immer viel los war. Als kleines Kind konnte ich nicht verstehen, was da genau um mich herum passierte. Aber anscheinend war es normal, dass bei uns andauernd Leute kamen und gingen, Menschen, die ich nicht kannte. Bei den Familien in der Nachbarschaft gab es das nicht. Warum? Das verstand ich nicht. Die Welt der Erwachsenen erschien mir mysteriös. Sie sprachen über offensichtlich wichtige Dinge, doch ihre Welt blieb mir verschlossen. Es war, als ob in unserem Haus zwei Welten nebeneinander existierten: die der Erwachsenen mit ihren Gesprächen und die von uns Kindern. Zwischen beiden Welten gab es eine zwar unsichtbare, aber jederzeit erkennbare Trennlinie. Wenn wieder einmal einige dieser fremden Leute zu Besuch kamen, wurde kurz mit uns gesprochen, und dann wurden wir zum Spielen geschickt, je nach Wetterlage in den Garten oder in unser Zimmer im ersten

Stock. Mein Eindruck als Kind war: Diese Fremden kamen zu allen Tages- und Nachtzeiten. Sie bestimmten den Rhythmus und das Leben unserer Familie. Sie waren wichtig, ihre Themen interessant. Wenn sie kamen, hatten wir Kinder zurückzutreten. Ihnen gegenüber, das wurde mir mit der Zeit klar, waren wir Kinder zweitrangig.

Private Gespräche mit Parteifreunden, mit Journalisten, manchmal auch mit Menschen aus einem anderen politischen Lager gehören zum Leben eines Politikers. So werden Netzwerke gebildet. Und solche Kontakte stellen einen zentralen Baustein für politische Karrieren dar. Und es sind diese Gesetze der Karriere, die die Wirklichkeit und die Prioritäten vieler Familien bestimmen. Auch die der unseren haben sie bestimmt. Die Menschen, die da kamen, das waren für mich – als Kind im Vorschulalter – einfach unbekannte Erwachsene. Sie strömten in einem schier endlosen Strom in unser Haus, machten sich in unserem Wohnzimmer breit und schienen unser Familienleben zu beherrschen. Schon früh musste ich anerkennen: Die Politik hat Priorität. Sie bestimmt unser Leben als Familie, ihr haben sich alle unterzuordnen.

Aber es gab noch etwas, was bei uns besonders war. Es gab Igo, einen Deutschen Schäferhund von stattlichen Ausmaßen, ein großes, manchmal auch wildes Tier. Dieser Rüde war unser wichtigster und vertrautester Spielkamerad in der Zeit vor der Schule. Er war erst wenige Monate alt, als er kurz vor meiner Geburt in unsere Familie kam. Meine Mutter hat mir später oft von ihren großen Ängsten erzählt. Würde der Hund auf das neue Familienmitglied eifersüchtig sein oder mich gar im Kinderwagen angreifen? Aber schon in den ersten Wochen meines noch sehr jungen Lebens adoptierte Igo mich förmlich.

Es muss im August 1963 an einem heißen Tag gewesen sein, als meine Mutter mich im Kinderwagen auf die schat-

tige Terrasse stellte – und vergaß, den Hund wegzusperren. Mit Entsetzen sah sie auf einmal von der Küche aus, wie der Hund sich mit den Vorderpfoten auf dem Kinderwagen abstützte und seinen großen Kopf in den Kinderwagen hineinsteckte. Wegen der Hitze war ich nur mit einer Windel bekleidet und lag ausgestreckt im Kinderwagen. Als meine Mutter schmatzende Geräusche hörte, erwartete sie das Schlimmste, stürzte heraus – und sah: Der Hund leckte mich von Kopf bis Fuß herzhaft ab, und mir schien dies große Freude zu bereiten, denn ich lachte über das ganze Gesicht. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schreck erholt hatte und offensichtlich keine Gefahr im Verzug war, ließ meine Mutter den Hund gewähren. Nach einer Weile ließ er von mir ab und legte sich demonstrativ vor den Kinderwagen. Der Neuankömmling Walter gehörte nun auch zu seiner Familie, und Igo fühlte sich fortan persönlich für meinen Schutz verantwortlich. Ein Schäferhundrüde als Hundemama, das gibt es nicht so oft. Als dann zwei Jahre später mein Bruder auf die Welt kam, wiederholte sich das Ritual. Nun hatte Igo zwei Jungs, um die er sich »kümmern« durfte.

Wohl selten hat sich ein ausgewachsener Schäferhund so viel von Kindern gefallen lassen. Wir konnten ihn an den Ohren ziehen, mit unseren kleinen Händen tief in seinen Rachen greifen oder uns an seinem Langhaarfell festkrallen, sodass er uns über den Boden zog. Igo wurde zu meiner wichtigsten Lauflernhilfe. Und wir blieben bis zu seinem Tod, rund zwölf Jahre später, unzertrennlich. Eine Freundschaft, der auch Fremde nichts anhaben konnten.

Dieser Schäferhund übernahm oft auch den Schutz meiner Mutter, wenn sie alleine mit uns Kindern zu Hause war. Erst Jahre später wurde mir bewusst, warum mein Vater einen, wie er es ausdrückte, »scharfen« Wachhund im Haus haben wollte. Seine politische Tätigkeit sorgte schon in den 1960er Jahren, also lange vor dem Ausbruch des RAF-

Linksterrorismus, für Sicherheitsprobleme. Als Kind ahnte ich natürlich nichts von alledem.

Meine Mutter war eine wahre »Hundeflüstererin«, auch wenn wir damals dieses Wort noch nicht kannten. Selbst scharfe Wachhunde des Bundesgrenzschutzes wurden zu Schmusetieren, wenn sie anfang, mit ihnen zu sprechen und zu spielen. Oft haben wir gelacht, wenn der Hundeführer peinlich berührt danebenstand und erleben musste, wie sein vermeintlich so furchterregendes Tier in den Händen meiner Mutter förmlich zahm wurde und sie ganz entspannt mit ihm spielte. Sie war es auch, die uns lehrte, wie man mit Hunden umgeht und dass man vor ihnen keine Angst haben musste.

Dank Igo fühlten wir Brüder uns unangreifbar. Wenn er an unserer Seite war, wagten sich die Kinder von den Blocks am anderen Ende der Straße, unsere damaligen Angstgegner, nicht in unser Versteck. Es war, als ob wir unser eigenes Schlachtschiff dabei hätten. Eine tiefe Liebe für Tiere, besonders für Hunde und Katzen, ist mir geblieben. Noch heute kann ich an kaum einem Hund vorbeigehen, ohne ihn anzusehen, etwas zu pfeifen oder ihn zu streicheln.

Die Idylle zerplatzte mit meinem nächsten Lebensabschnitt. Mit dem ersten Schultag war ich in einer neuen Welt angekommen, in der ich oft genug für meine Herkunft regelrecht abgestraft wurde. Viele meiner Mitschüler, aber auch manche Lehrer behandelten mich jahrelang wie einen Ausätzigen. Zumeist war ich für sie nur »der Sohn vom Kohl«. Ich fühlte mich als Fremdkörper, als Spielball mir unbekannter Mächte, als ein Anderer unter Gleichen. Ich wurde gemobbt, gehänselt, ausgegrenzt und geprügelt. Manche meiner Mitschüler wurden regelrecht von ihren Eltern aufgehetzt. »Hau dem Kohl mal eine aufs Maul« – das war noch eine der harmloseren Spielarten. Ich wurde mehrfach blutig zusammengeschlagen, nicht nur auf dem Pausenhof.

Als ich 2013 mit einem Produktionsteam für den WDR einen Film über mein Leben drehte, führte ich das Team für eine Szene in die Toilette meines Gymnasiums in Ludwigs-  
hafen. Dort war ich wiederholt so brutal zusammengeschlagen worden, dass ich schließlich halb ohnmächtig und am Kopf blutend im Urinal lag. Gerade im Rahmen meiner heutigen Versöhnungsarbeit war es mir wichtig, zu zeigen, dass man an solche Orte alten Schmerzes in Ruhe zurückkehren kann.

»Warum?« Oder vielleicht besser: »Warum ich?« Als Kind und später auch als Jugendlicher konnte ich keine Antworten auf diese Fragen finden. Die Folge: Ich nahm die Welt zunehmend als feindlich wahr. Unruhe, Unsicherheit, Selbstzweifel und Hektik überwältigten mich. Ich hatte doch überhaupt nichts Böses getan. Ein Acht- oder Zehnjähriger kann politische Zusammenhänge oder Kontroversen nur schwer begreifen. Aber ich wurde Gegenstand von Projektionen und wurde zum Blitzableiter für Aggressionen, die eigentlich auf meinen Vater gerichtet waren. Es war damals ein seltsames Lebensgefühl: Ich spürte, dass ich anders behandelt wurde als die anderen Kinder. Ich merkte, dass ich für Dinge bestraft wurde, die ich nicht getan hatte. Und das Schlimmste war meine wachsende innere Sprachlosigkeit. Immer weniger konnte ich über meine Gefühle sprechen, immer mehr zog ich in mich zurück. Ich hatte niemand, dem ich sie hätte anvertrauen können.

Mit der Einschulung ins Gymnasium im Sommer 1973 wurde die Lage noch schwieriger. Alle meine Freunde aus der Grundschule wechselten ins Max-Planck-Gymnasium; außer mir wurde nur ein weiteres Kind aus meiner vierten Klasse ins Carl-Bosch-Gymnasium eingeschult. Jetzt war ich völlig isoliert. Daheim lebten wir inzwischen in einem Hochsicherheitstrakt mit Schulanschluss. Der Trommel-

schlag der Tagespolitik und die Sicherheitsbelange angesichts der RAF-Bedrohung gaben den familiären Lebensrhythmus vor. Besonders während der Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums blieb ich jahrelang ein isolierter Fremdkörper, einsam in der Gruppe.

In den Hochzeiten des Terrorismus verboten Eltern ihren Kindern, mit mir zu spielen, weil sie Angst um deren Sicherheit hatten. Jahrelang wurde ich zu keinem Klassenkameraden eingeladen – nicht einmal für einen Nachmittag und auch nicht zu einer Geburtstagsfeier. Daheim, in Ogersheim, war mein Radius eng auf unser Grundstück sowie das unbebaute Nachbargrundstück beschränkt. Polizeibeamte wurden zu unseren wichtigsten Spielkameraden. Das änderte sich erst in der Oberstufe, Ende der 1970er Jahre. Damals begann ich, eigene Entscheidungen zu treffen und mich gegen Vorschriften durchzusetzen. Zeitgleich flaute die Terrorangst nach dem Höhepunkt des »Deutschen Herbstes« 1977 langsam ab. Aber das gefühlte Gefängnis der 1970er Jahre hatte tiefe Spuren in meinem Herzen hinterlassen.

Zu Hause dominierte die Politik weiter unser Leben. Sehr früh lernte ich die »Innenpolitik« einer Volkspartei kennen – die andauernden Machtkämpfe, das ewige Neuausbalancieren der Interessen, das Hin und Her der einzelnen Parteigliederungen, eine nicht enden wollende Abfolge von Parteiveranstaltungen. All das gehörte zum familiären Alltag wie Essen und Trinken. Die Bedeutung des Kalauers »Freund, Feind, Parteifreund« konnte ich anhand vieler ganz aus der Nähe erlebter Beispiele schon mit zwölf Jahren gut nachvollziehen.

Zwar war und bin ich schon immer sehr an politischen Themen interessiert, aber diese besondere Form der Intrigen und der konflikträchtigen Parteiarbeit war mir seit frühester Jugend suspekt. Schon als Teenager wurde mir klar

und nach einem Helferjob auf dem CDU-Parteitag 1978 in Ludwigshafen war es mir ganz deutlich: Mit diesem Milieu wollte ich nichts zu tun haben. Mein Vater konnte diese negative Haltung nie verstehen. Sicher ist dieser Meinungsunterschied ein Faktor, der zu unserer Entfremdung beigetragen hat. Für ihn war und ist die Partei sein wichtigstes Lebenselixier. Mein Ideal von einer sachorientierten Politik ohne den Primat der Parteien in Deutschland hat er immer belächelt. Und auch ich selber weiß, dass das wohl ein Wunschtraum bleiben wird.

### *Was ich von meinen Eltern an Positivem mitgenommen habe*

Meine Mutter lebte uns Verantwortung für andere Menschen vor. Als Landesmutter von Rheinland-Pfalz wurde sie Anfang der 1970er Jahre zur Anlaufstelle für Menschen in Not. An eine Begebenheit erinnere ich mich heute noch, als ob es erst gestern wäre. Ich muss etwa zehn oder elf Jahre alt gewesen sein, als es eines Abends, kurz bevor ich ins Bett musste, an der Tür schellte. Draußen war ein nasskalter Herbstabend, ein richtiges »Sauwetter«. Zusammen mit meiner Mutter öffnete ich die Haustür. Vor uns stand, flankiert von zwei Polizeibeamten, eine alte, gebeugte Frau. Sie erzählte, dass sie aus Koblenz für ihr letztes Geld mit der Bahn nach Oggersheim gefahren war, weil sie nicht mehr weiterwusste. Dann schaute sie meine Mutter flehend an. Die sagte nur: »Jetzt kommen Sie erst einmal rein« und nickte den Polizeibeamten zu. »Alles okay, ich übernehme«, bedeutete ihr Blick. Dann zu mir: »Nimm der Dame bitte den Mantel ab.« Ich weiß noch ganz genau, dass sie »Dame« sagte, nicht »Frau«. Ich verstand, dass jetzt etwas Besonderes passierte, etwas, das mir imponierte. Auf-

tragungsgemäß hängte ich also den nassen Mantel in der Garderobe auf, und wir trafen uns alle wieder in der Küche. Die Frau war erschöpft und stützte sich den Kopf, während sie am Küchentisch saß. Ich konnte sie kaum verstehen, bis mir klar wurde: Sie hatte keine Zähne mehr. Mutter nahm die Situation beherzt in die Hand. Als Erstes wurde ein heißer Tee aufgesetzt. Dann ging sie zum Herd und kochte frischen Kartoffelbrei. Ich ging ihr zur Hand. Sie sagte nur: »Das ist heiß und jetzt genau das Richtige.«

Nachdem die Frau aufgegessen hatte, begann sie, ihre Geschichte zu erzählen. Meine Mutter unterbrach sie nach wenigen Minuten, vorgeblich um mich schnell ins Bett zu bringen, in Wahrheit wohl eher, um mir diese traurige Geschichte zu ersparen. Wir gingen nach oben in mein Zimmer, und als ich im Bett lag, setzte sich meine Mutter kurz zu mir und sagte: »Walter, uns geht es sehr gut. Wir haben ein schönes Haus, uns ist warm, wir haben zu essen. Andere Menschen haben das nicht. Dann muss man sich kümmern.« Sie strich mir über die Haare und verabschiedete sich. Tausend Fragen gingen mir durch den Kopf. Was die Frau wohl erzählte? Was würde meine Mutter tun? Doch dann wurde ich sehr schnell ruhig. Ich war stolz auf meine Mutter. Ihre ruhige und besonnene Art hatte mir Sicherheit vermittelt. Und da war dieses Vertrauen: Mutter weiß, was zu tun ist, es wird alles gut werden. Mit dieser Gewissheit schlief ich ein.

Am nächsten Morgen war die Frau weg. Meine Mutter sagte nur: »Die Frau will nicht, dass ihr Schicksal überall herumerzählt wird.« Und an mich gewandt: »Wenn man die Möglichkeit hat, etwas Gutes zu tun, dann sollte man das auch tun. Man muss sich kümmern.« Schon wieder dieser Satz. Ich habe nie wieder mit meiner Mutter über diese Begebenheit gesprochen. Aber im Laufe der Jahre habe ich viele ähnliche Situationen miterlebt, in denen sie half und

sich kümmerte, aus Überzeugung und ohne darüber Aufheben zu machen.

Mein Vater war in ganz anderer Weise prägend für mich. Wenn wir unterwegs waren, erzählte er häufig interessante Geschichten zur Historie des Ortes, den wir gerade besuchten. Man konnte förmlich spüren, was damals passiert war. Oft fuhren wir in diesen Jahren am Wochenende ins nahe gelegene Elsass. Hinter Wissembourg/Weißenburg liegen die Burgruinen Wasigenstein und Fleckenstein. Walther von der Vogelweide hatte dort seine Minnelieder gesungen, und in diesem deutsch-französischen Grenzgebiet spielte auch das Waltharilied, das vom Kampf des Walther von Aquitanien mit den Rittern des Frankenkönigs handelt. Wie uns mein Vater das Ritterleben schilderte, wie er erklärte, mit welchen einfachen Mitteln die Menschen damals diese Burgen auf die Sandsteinfelsen gebaut hatten, das war fast filmreif. Das Mittelalter wurde auf einmal lebendig, und in meiner Jungenphantasie passierten grandiose Dinge und tolle Abenteuer.

Damals gab es noch aktive Grenzkontrollen zwischen Deutschland und Frankreich. Die Grenze verlief teilweise nur wenige Hundert Meter nördlich der Burgen. Im Bewusstsein der Menschen damals waren der Zweite Weltkrieg und die vielen deutsch-französischen Konflikte noch sehr präsent. Auch darüber erzählte mein Vater. Die Pfalz ist ja eine Region mit einer durch die alte »Erbfeindschaft« bedingten schrecklichen, jahrhundertalten Erfahrung von Kriegen. Die Zerstörung von Speyer und seines Doms, die Vernichtung des Heidelberger Schlosses im Pfälzischen Erbfolgekrieg – die Vergegenwärtigung all dieses Elends machte mir sehr früh klar, dass Krieg keine Antworten bringt und dass wir für den Frieden arbeiten müssen.

Dass Versöhnung politisch wichtig ist, konnte ich damals von meinem Vater lernen. Ich habe ihn 1984 begleiten dür-

fen, als er und François Mitterrand sich in Verdun über den Gräbern die Hand reichten. Für ihn als Kind des Zweiten Weltkrieges war Frieden in Europa stets ein überragendes politisches Ziel. Dafür bewundere ich meinen Vater noch heute.

Wenn ich selber diesen Gedanken in die individuelle Veröhnungsarbeit hinein erweitert habe, dann ist dabei auch sein Impuls von damals noch wirksam. Bei diesen Ausflügen mit ihm habe ich gelernt, dass Geschichte nicht das stupide Pauken von Fakten, Jahreszahlen und Namen ist, sondern ein kraftvoller Prozess, der Quellen beschreibt, aus denen wir noch immer Kraft schöpfen und neue Antworten für die Gegenwart finden können. Damals hat mein Vater nicht nur den Grundstein für meine Liebe zur Geschichte gelegt. Wenn mir heute im Blick auf die eigene Lebensgestaltung das Kontinuum aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft so wichtig ist, geht auch das auf etwas zurück, was er uns schon als Kindern nahebrachte.

Auch Praktisches lernte ich von ihm, Organisation etwa oder die zeitlich klare Gliederung von Abläufen. Es hat mich immer fasziniert, wie er mit seinem kleinen schwarzen Kalender, den er mit einem noch kleineren Stift führte, die Arbeit mehrerer Büros koordinierte und eine Vielzahl von Menschen lenkte. Was ich dabei gelernt habe: Zeit ist etwas, mit dem man sorgsam umgehen sollte: *Carpe diem* – Nutze den Tag.

Und auch dies: Als Kind erlebte ich meinen Vater häufig als Redner vor vielen Menschen. Deshalb erschien es mir selber ganz normal, vor anderen das Wort zu ergreifen. Und als ich in der achten Klasse einige Probleme mit manchen Schulnoten hatte, fand ich eine überraschende Lösung: Ich rettete mich vor manchem blauen Brief durch freiwillige mündliche Zusatzreferate. Zum einen verhinderte ich so unnötige Kontakte zwischen meiner Mutter und den Leh-

ren, und zum anderen war das für mich viel einfacher und zudem spannender, als für eine Arbeit zu büffeln. Bald hatte ich dafür ein System entwickelt. Es bereitete mir eine fast diebische Freude, der so verhassten Schule auf diese Weise ein Schnippchen zu schlagen.

Es war meine langjährige Deutsch- und Geschichtslehrerin Frau Trollope, die mich damals ermutigte, mit eigener Meinung und eigenem Wort vor andere Menschen zu treten und auf diese Weise ich selbst zu sein. Einer ihrer Leitsätze lautete: »Das Wort verleiht große Macht, nutze sie weise und respektvoll.« Als ich die Rede der Abiturienten anlässlich unserer Abiturfeier im Juni 1982 hielt, saß sie in der ersten Reihe. Danach kam sie zu mir und beglückwünschte mich, nicht ohne liebevolle Tipps, wie ich mich weiter verbessern könnte. Wenn ich heute in Veranstaltungen vor Publikum spreche, stelle ich mir manchmal vor, was Frau Trollope wohl zu mir sagen würde, und frage mich, ob mein Vortrag ihren Ansprüchen genügt hätte. Auch das ist ein schönes Gefühl von Kontinuität.

Meine Herkunft hat mir manche ungewöhnliche Einblicke in die Politik geschenkt hat, und ich durfte viele interessante Menschen kennenlernen. Auch wenn sie manche Türen öffnete, so brachte und bringt auch viele Belastungen mit sich. Ist das gut oder schlecht? Auf diese Frage gibt es keine eindeutige Antwort. Ich glaube zudem, dass sie nicht im Vordergrund stehen sollte. Uns ist *ein* Leben gegeben, und die für mich viel wichtigere Frage lautet: Was können wir aus unserem Leben, aus unserer Herkunft machen? Wie können wir es gestalten?